

André Kieserling,
Tobias Werron (Hg.)

**DIE FAKULTÄT FÜR
SOZIOLOGIE
IN BIELEFELD**

Eine Oral History

[transcript]

Aus:

André Kieserling, Tobias Werron (Hg.)

Die Fakultät für Soziologie in Bielefeld

Eine Oral History

September 2019, 200 S., kart., Dispersionsbindung

19,99 € (DE), 978-3-8376-4993-2

E-Book:

PDF: 17,99 € (DE), ISBN 978-3-8394-4993-6

Die Fakultät für Soziologie in Bielefeld feiert 2019 ihren 50. Geburtstag. Die in diesem Band versammelten Interviews mit Professor_innen, die an der Fakultät gelehrt und geforscht haben, erzählt greifbar und authentisch ihre vielfältige Geschichte.

Der tiefe Einblick in die Geschehnisse dieser wegweisenden Institution stellt damit eine der ersten »Oral Histories« einer Fakultät überhaupt dar. Das macht ihn nicht nur für Soziolog_innen interessant, sondern für alle, die sich mit der deutschen Universitätsgeschichte seit 1969 im Allgemeinen und mit der Universität Bielefeld im Besonderen beschäftigen.

André Kieserling, geb. 1962, ist Professor für soziologische Theorie und allgemeine Soziologie an der Universität Bielefeld. In seiner Forschung beschäftigt er sich vor allem mit soziologischer Theoriebildung zu den Themen Interaktionssysteme und soziale Schichtung.

Tobias Werron, geb. 1970, ist Professor für soziologische Theorie und Allgemeine Soziologie. In seiner Forschung beschäftigt er sich vor allem mit historisch-soziologischen Themen, insbesondere Konkurrenz, Nationalismus und Globalisierung.

Weiteren Informationen und Bestellung unter:

www.transcript-verlag.de/978-3-8376-4993-2

Inhalt

Einleitung | 7

Soziologie und Sozialpolitikforschung

Franz-Xaver Kaufmann im Gespräch mit Lutz Leisering | 9

Ein Soziologe und Jurist erinnert sich

Klaus Dammann im Gespräch mit Stefan Kühl | 23

Die Fakultät als Ort der Freiheit

Hartmann Tyrell im Gespräch mit Volker Kruse | 39

Von Freud und Leid einer benachbarten Einrichtung

Peter Weingart im Gespräch mit Simone Rödder und Niels Taubert | 55

»In der großen Halle des Volkes«

Claus Offe im Gespräch mit Holger Straßheim und Detlef Sack | 69

»Selbstverwaltungstage« und »antagonistische Kooperationen«

Hansjürgen Daheim im Gespräch mit Volker Kruse | 81

»Die Systemtheorie ist vollkommen überschätzt«

Hans-Jürgen Andreß im Gespräch mit Jost Reinecke | 85

Zu groß für den Großkonflikt

Gert Schmidt im Gespräch mit Ursula Mense-Petermann | 89

Die Anfänge der Sozialanthropologie in Bielefeld

Günther Schlee im Gespräch mit Joanna Pfaff-Czarnecka | 101

Kampf der Statusgruppen und diabolische Augen

Karin Knorr Cetina im Gespräch mit Bettina Heintz | 115

**Geschlechterforschung zwischen »institutioneller Paranoia«
und Anerkennung**

Ursula Müller im Gespräch mit Tomke König | 135

Luhmann war immer latent wichtig

Klaus Japp im Gespräch mit Reinhold Hedtke | 147

»Die Lehrenden waren genauso unsicher wie ich«

Rudolf Stichweh im Gespräch mit André Kieserling | 159

Die Fakultät als Großstadt und ihre intermediären Strukturen

Jörg Bergmann im Gespräch mit Ruth Ayaß und Sarah Hitzler | 171

Die Universität als wissenschaftlicher Termitenbau

Bettina Heintz im Gespräch mit Tobias Werron | 185

Soziologie und Sozialpolitikforschung

Franz-Xaver Kaufmann im Gespräch mit Lutz Leisering

Franz-Xaver Kaufmann hat in Zürich, St. Gallen und Paris Jura, Wirtschaftswissenschaften und Soziologie studiert, in St. Gallen promoviert und in Münster habilitiert. Nach einer Tätigkeit in der Industrie kam er über die Sozialforschungsstelle an der Universität Münster (Sitz Dortmund) an die Universität Bielefeld, wo er seit 1969 ordentlicher Professor für Sozialpolitik und Soziologie an der Fakultät für Soziologie ist (emeritiert 1997). Er hat maßgebliche Beiträge in den Bereichen Sozialpolitik, Familiensoziologie, Religionssoziologie und Demographie geleistet. Kaufmann hat zahlreiche Preise und Ehrendokorate erhalten und war vielfach gesellschaftspolitisch aktiv. 1980-1992 war er Gründungsbeauftragter und Direktor des Instituts für Bevölkerungsforschung und Sozialpolitik der Universität Bielefeld. Lutz Leisering ist sein Schüler, wurde 1999 als Nachfolger auf die Professur für Sozialpolitik berufen und 2019 pensioniert. Er arbeitet zu europäischer und zuletzt vor allem zu globaler Sozialpolitik.

LEISERING: Die Fakultät für Soziologie hat die Soziologie in Deutschland wesentlich mitgeprägt. Das enorme Wachstum der deutschen Soziologie begann etwa zeitgleich mit der Gründung der Fakultät. Zu den nachhaltigsten Wirkungen der Fakultät zählt die wesentlich durch Dich vorangetriebene Soziologisierung der deutschen Sozialpolitikforschung, ja die Schaffung einer Soziologie der Sozialpolitik in Deutschland. Jens Alber, ein bedeutender Sozialpolitikforscher der auf Dich folgenden Generation, bezeichnete Dich einmal als »unser aller Lehrer«. Obwohl fast ein Drittel des Bruttosozialprodukts in Deutschland auf Sozialausgaben entfällt, war Sozialpolitik bis in die 1970er Jahre nur am Rande ein Thema der Sozialwissenschaften, und dabei primär der Verteilungsökonomie und des Sozial- und Arbeitsrechts. In den Jahren 1976-1978, durch den Bielefelder Soziologentag (1976), das Sonderheft der Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie »Soziologie und Sozialpolitik« (1977) und die Gründung der Sektion Sozialpolitik in der Deutschen Gesellschaft für Soziologie (vermutlich 1978) nahm die Soziologisierung der Sozialpolitikforschung institutionell Gestalt an. Wie kam es zu diesem maß-

geblichen wissenschaftsgeschichtlichen Übergang 1976-1978, was sind die Hintergründe? Inwieweit war die Fakultät beteiligt, oder war es primär eine auf Einzelpersonen, vor allem auf Dich, zurückzuführende Bewegung?

KAUFMANN: Weder noch. Die Fakultät als solche war praktisch nicht beteiligt. Sie war zu der Zeit nicht in einem Zustand, sich zu kollektivem Handeln in irgendeinem Fach aufzuraffen. Aber neben mir war *Christian von Ferber* Mitglied der Fakultät, er hatte auch eine Professur für Allgemeine Soziologie. Aber er hatte in den späten 1960er Jahren in der ZEIT eine Aufsatzserie über Sozialpolitik veröffentlicht, die dann auch als Buch erschienen ist, und war also für Sozialpolitik sehr motiviert und hat die Akademisierung der Sozialpolitik vorausgesehen. Zu der Zeit waren die meisten Positionen im Bereich des sozialen Sicherungssystems – und darum ging es in erster Linie – mit verdienten Gewerkschaftlern besetzt oder mit abgehalfterten Vertretern der Arbeitgeber. Es war klar, dass es nicht so bleiben konnte. Daher hatten *von Ferber* und ich gemeinsame Interessen. Ich kam ja aus der Schweiz und musste mich erst in diese sozialpolitischen Verhältnisse hineindenken, da hat mir *von Ferber* sehr geholfen. Hinzu kam, dass *Joachim Matthes* zu der Zeit Präsident der Deutschen Gesellschaft für Soziologie war. Er hat den Bielefelder Soziologentag 1976 ausgerichtet und ermutigte mich oder uns, im Bereich Sozialpolitik etwas zu veranstalten. Das haben wir gemacht – wir bekamen viel Raum, hatten eine Plenarsitzung und zwei Nachmittagssitzungen, und da wurden relativ viele, auch schon ordentliche Referate vorgetragen, die dann in ausgearbeiteter Form größtenteils im Sonderheft der Kölner Zeitschrift für Soziologie und Sozialpsychologie 1977 erschienen sind. Das war der Anfang der Institutionalisierung. Hinzu kam, dass wir uns überlegten, ob wir eine Sektion für Sozialpolitik in der Deutschen Gesellschaft für Soziologie gründen wollten. Aber das Interesse war so groß – es waren über 100 Leute in dem Saal, der viel zu klein war –, so dass *von Ferber* und ich sofort sagten, wir gründen heute nicht. Wir haben nur eine Interessentenliste herumgegeben und dann aus dieser Liste eine Gruppe ausgewählt, die sich in der Werner-Reimers-Stiftung zunächst als Arbeitsgruppe in mehreren Sessionen traf, und dort wurde dann die eigentliche Gründung vollzogen. Das ist in einem Aufsatz in der Zeitschrift für Sozialreform beschrieben worden. *Von Ferber* blieb noch einige Zeit nach dem Bielefelder Soziologentag an der Fakultät, bevor er nach Düsseldorf ging. In der Zeit haben wir noch zusammengearbeitet, haben oft Oberseminare zu Sozialpolitik gemeinsam gemacht.

LEISERING: Wäre die Sozialpolitik stärker geworden in der Fakultät, wenn *von Ferber* geblieben wäre?

KAUFMANN: Das wäre damals relativ schwierig gewesen, und damit komme ich auch auf die generelle Frage der Schwerpunktbildung innerhalb der Fakultät. Die Fakultät war eine *Creatio ex nihilo*, man hat wirklich bei null angefangen.

Man hat sich das Programm der sogenannten aktiven Professionalisierung¹ gegeben und hatte viel damit zu tun, diese Institutionalisierung auf den Weg zu bringen. Ich meine, die kritische Masse der Sozialpolitikforschung an der Fakultät entstand schon in den 70er Jahren. Da hatte ich ein Forschungsprogramm des Bundesministeriums für Forschung und Technologie zur »bürger-nahen« Gestaltung der sozialen Umwelt und zwei große Projekte, das eine mit *Grunow* und *Hegner*, das andere mit *Schneider* und *Schliehe*. Trotz dieser kritischen Masse gab es keinen Weg der Institutionalisierung der Sozialpolitikforschung, denn das Credo der damaligen Universität war, dass es keine Universitätsinstitute geben soll. Und die Sonderforschungsbereiche waren auch ganz in den Anfängen. Ich kam nie auf die Idee, einen Sonderforschungsbereich zu beantragen, vielleicht hätte ich das machen sollen.

LEISERING: Aber dieses Credo der Universität, keine Institute zuzulassen, scheint damit zusammenzuhängen?

KAUFMANN: Ja.

LEISERING: Dass in gewissen Bereichen keine kritische Masse erreicht wurde.

KAUFMANN: Dass die kritische Masse nicht institutionalisiert werden konnte. Wir waren immerhin etwa acht Wissenschaftler, und *Christian von Ferber* hat drei weitere gehabt. Also im Prinzip wäre das Personal da gewesen.

LEISERING: War die Soziologisierung der Sozialpolitikforschung im Rückblick in Deiner Sicht erfolgreich? Denn auch die Politikwissenschaft bemächtigte sich zunehmend des Gegenstands Sozialpolitik. Und in meiner Wahrneh-

1 | In dem Interview mit Thorsten Strulik (Interview mit einem Mitbegründer der Fakultät für Soziologie. In: Kruse, Volker; Thorsten Strulik (Hg.) Hochschulexperimentierplatz Bielefeld. transcript Bielefeld 2019, S. 87-101) erläutert Kaufmann den Begriff »aktive Professionalisierung«: Der Begriff wurde von Joachim Matthes und mir entwickelt. Matthes hatte eine Art reflexiver Professionalisierung im Sinn: die Soziologie sollte eine reflexive Wissenschaft sein, die ihre eigenen Probleme und praktischen Konsequenzen reflektiert. In meiner Sicht musste Professionalisierung aber auch Berufsvorbereitung sein. Da es zu der Zeit keine Berufe für Soziologen gab, mussten wir unsere eigene Praxis-tauglichkeit unter Beweis stellen, indem wir uns selbst unsere Berufsmöglichkeiten schufen. Curricularen Ausdruck fand dies in der Schaffung von »Praxis-schwerpunkten« mit einschlägigen Professuren. Die beiden Auffassungen von Professionalisierung, reflexive Soziologie (Matthes) und Berufsfeldentwicklung (Kaufmann), haben sich gut ergänzt. Wir hatten eine Leitidee, mit der sich sogar die Studenten einigermaßen anfreunden konnten, weil wir sagten, wir wollen keine passive Professionalisierung. Wir wollten nicht, dass die Wirtschaft oder die Verwaltung die Aufgaben der Soziologen definieren, sondern wir wollten sie selbst definieren.

mung hat seit den 1990er Jahren die politische Ökonomie – wie auch immer definiert – in diesem Feld international eine Hegemonie errungen.

KAUFMANN: Die Soziologisierung der Sozialpolitikforschung war insofern erfolgreich, als die Sektion für Sozialpolitik sich sehr schnell verbreiterte. Das war ja die Zeit, in der auch an anderen Orten was geschah. So war der Sonderforschungsbereich 3 in Frankfurt/Mannheim sehr kreativ, und da waren auch Leute aus der Sozialpolitik dabei. Dann kam die Sektion Soziale Indikatoren der Deutschen Gesellschaft für Soziologie als zweite Sektion mit Bezug auf sozialpolitische Fragen hinzu, aber es blieb eine akademische Angelegenheit. Die Akademisierung der Sozialpolitik vollzog sich sehr langsam, und wahrscheinlich hat sich der Aufbau des Sozialrechts, wie er durch das Max-Planck-Institut für ausländisches und internationales Sozialrecht in München durch *Hans Zacher* vorangetrieben wurde, diesbezüglich einen größeren Einfluss gehabt. Aber alles in allem muss man sagen, die beiden Prozesse – Soziologisierung der Sozialpolitikforschung und Akademisierung und Professionalisierung der sozialpolitischen Praxis – verliefen weitgehend unabhängig voneinander, wenn auch nicht ohne Wechselwirkungen.

LEISERING: Man kann unterscheiden zwischen »Sozialpolitik« als Bezeichnung bestimmter politischer Maßnahmen und »Wohlfahrtsstaat« als eine umfassende soziokulturelle Konstellation. Einen großen Schwerpunkt auf Wohlfahrtsstaat in diesem genaueren Sinne hast Du publikationsmäßig erst nach Deiner Emeritierung gelegt, also in den späten 1990ern, in den 2000ern und, in englischen Übersetzungen, in den 2010er Jahren. Bis Mitte der 90er Jahre hatte sich aber in meiner Sicht die paradigmatische Struktur der Wohlfahrtsstaatsforschung international schon verfestigt in Richtung einer Dominanz der politischen Ökonomie. So konnte Dein Ansatz einer genuin soziologischen, soziokulturell akzentuierten und pluralistisch orientierten Herangehensweise international nicht so stark werden, wie er unter anderen Bedingungen hätte werden können.

KAUFMANN: Ja. Hier muss ich autobiographisch antworten. Ich habe mich zu verschiedenen Zeiten meiner wissenschaftlichen Laufbahn schwerpunktmäßig mit Sozialpolitik beschäftigt, zunächst in der Habilitationsschrift. Dann kam der Aufbau der Fakultät, da stocherte ich ziemlich im Dunkeln, wie ich das angehen sollte, und habe dann die Idee einer Theorie des Wohlfahrtsstaats entwickelt und in die von mir geleitete Forschungsgruppe »Steuerung und Erfolgskontrolle im öffentlichen Sektor« am Zentrum für interdisziplinäre Forschung (ZiF) eingebracht. Wir hatten am ZiF eine Arbeitsgruppe, die sich mit international vergleichender Sozialpolitik- und Wohlfahrtsstaatsforschung – das war noch nicht so begrifflich fixiert – beschäftigte. Ich habe in der Folge, also Anfang der 80er Jahre, noch einmal einen Anlauf genommen, habe Vorträge gehalten und Entwürfe gemacht, auch Vorlesungen gehalten. Es gab

damals auch ein Professorenkolloquium mit einigen Historikern, ein institutionalisiertes Kolloquium, in dem ich vortrug, und da fragte mich *Reinhard Koselleck*, ob das, was ich vorhabe, ohne Gesellschaftstheorie zu machen sei. Diese Frage brachte mich ins Grübeln, denn dazu fühlte ich mich noch nicht in der Lage. Er hatte natürlich Recht, und das hat bewirkt, dass es so lange gedauert hat, bis ich mit einigermaßen ausgereiften Arbeiten an die Öffentlichkeit getreten bin. Vor allem mein Jahr am Wissenschaftskolleg in Berlin – das war 1998/99 – hat mich sehr vorangebracht. Ich war vielleicht etwas zu vorsichtig mit meinen Äußerungen, dass ich mich nicht früher hervorgewagt habe mit noch nicht ganz ausgegorenen Sachen. Du hast schon Recht, meine Wohlfahrtsstaatstheorie ist spät gekommen. Hinzu kam, dass meine Englischkenntnisse sehr schlecht waren. Hätte ich besser Englisch gesprochen, hätte ich mich ganz sicher früher in die internationale Szene gewagt und dort mich auch zu profilieren versucht. Aber ich war von der Herkunft her stark nach Frankreich orientiert, und Frankreich hat in dieser Zeit stark an Einfluss und Bedeutung in der einschlägigen Forschung verloren, und der angelsächsische Raum hat gewonnen. Ich habe diesen Prozess nur allmählich mitmachen können.

LEISERING: Man wird sagen müssen, dass der größte Teil der deutschen Soziologie sich erst sehr spät publikationsmäßig international orientiert hat.

KAUFMANN: Das ist sehr richtig.

LEISERING: Ist die begrenzte Rolle der Soziologie in der Sozial- und Wohlfahrtsstaatsforschung exemplarisch für die Rolle der Soziologie auch in anderen Themenfeldern? In der Globalisierungsforschung etwa wird von Soziologen der Weltgesellschaftsbegriff stark gemacht. Das war an der Fakultät vor allem nach Deiner Zeit, in Form des im Jahr 2000 gegründeten Instituts für Weltgesellschaft. Als Vertreter des Instituts habe ich auf Konferenzen zu Globalisierung die Erfahrung gemacht, dass der Begriff »Weltgesellschaft« keine Rolle spielt. Da sind Politikwissenschaftler dominant, die sprechen über »Globalisierung«, und Namen wie *Luhmann* oder *J.W. Meyer* fallen gar nicht. Also die Frage: Hat die Soziologie als Disziplin nicht deutliche Grenzen bei der Durchdringung großer internationaler Forschungsfelder?

KAUFMANN: In Deutschland hatten wir Soziologen im Bereich Sozialpolitik einen Vorsprung, weil die Politikwissenschaft zu der Zeit, als ich anfang, noch sehr normativ ausgerichtet war, vor allem in Hinblick auf die Demokratie in Deutschland. Von daher hat die Politikwissenschaft in Deutschland die Wohlfahrtsstaatlichkeit und Sozialpolitik erst in den späten 1980er Jahren entdeckt. Dann hat es sich stark entwickelt, und durch politikberatende Funktionen haben es die Politikwissenschaftler leichter gehabt. Wir Soziologen hatten diesen Theoriepluralismus, zumal das Buch von *Niklas Luhmann* zum Wohlfahrts-

staat aus dem Jahre 1981 nicht das stärkste ist, was er geschrieben hat, und wenig Konsequenzen hatte. Ich glaube, dass ich sagen darf, dass meine Arbeiten stärker zu einer Paradigmatisierung der soziologischen Wohlfahrtsstaatsforschung beigetragen haben, aber bis ich soweit war, dauerte es eine Weile.

LEISERING: Ich erinnere mich an Gespräche mit *John W. Meyer*, dem Weltgesellschaftstheoretiker aus Stanford, in denen er sagte, dass er ganz früh die Entscheidung getroffen habe, auch quantitativ zu forschen, weil in der angelsächsischen Wissenschaftswelt nur dann mit durchgreifender Anerkennung zu rechnen sei.

KAUFMANN: Ja, genau.

LEISERING: Hier lag möglicherweise eine Schwäche des soziologischen, soziokulturellen Zugriffs auf Wohlfahrtstaatlichkeit.

KAUFMANN: Ich habe ja auch stark quantitativ gearbeitet in den ersten Jahrzehnten.

LEISERING: Aber nicht so sehr auf der Ebene des Vergleichs ganzer Wohlfahrtsstaaten.

KAUFMANN: Nein, nicht im Vergleich. Es kommt eine Sache hinzu: Ich hatte das Angebot, ans Wissenschaftszentrum Berlin zu gehen, das muss um 1980/82 gewesen sein, und dort ein Institut für vergleichende Gesellschaftsforschung aufzubauen. Wenn ich das gemacht hätte, dann wäre das alles etwas anders geworden. Ich bin damals nicht hingegangen, auch aus familiären Gründen, wir wollten unsere Kinder nicht diesem unruhigen Berliner Milieu aussetzen. Und so ist es dann mit der ausgearbeiteten Wohlfahrtsstaatstheorie spät geworden.

LEISERING: Jetzt ein anderer Aspekt des Faches Sozialpolitik an der Fakultät, und zwar die Frage der Politisierung. Die 1970er Jahre waren ja eine stark politisierte Zeit an deutschen Universitäten. Du hast in früheren Zusammenhängen gesagt, dass Bielefeld nicht so stark, nicht so radikal politisiert war, hast aber auch berichtet von politischen Trennungslinien, die anlässlich einer Berufung aufbrachen, die ich jetzt aber nicht ansprechen möchte.

KAUFMANN: Ja, das war die *Holzkamp*-Affäre.

LEISERING: Wie war es im Gebiet Sozialpolitik selbst? Es gab ja *Claus Offe* an der Fakultät, der auch zu Sozialpolitik – wenn auch ganz anders – arbeitete, und dezidiert links, ursprünglich neomarxistisch, orientiert war.

KAUFMANN: Ja, richtig.

LEISERING: Neben Dir und *Offe* gab es zudem *Luhmann*, der am Rande zum Wohlfahrtsstaat gearbeitet hat. Gab es politische Konflikte, taten sich gar Bruchlinien auf?

KAUFMANN: Die blieben weitgehend latent, aber sie wurden einmal manifest, als die Zeit meines ersten Assistenten – ich hatte ja nur einen Assistenten aus Fakultätsmitteln, *Jürgen Krüger* – ausgelaufen war und die Stelle neu zu besetzen war. Damals war *Claus Offe* im Dekanat, und er hat dort mit – wie ich es sehe – unfairen Mitteln versucht, mir einen ihm weltanschaulich nahestehenden Kandidaten aufzudrängen. Das ist das einzige Mal in meiner Karriere, wo ich nur mit einer massiven Drohung die Fakultät dazu bringen konnte, nicht gegen meine Interessen zu entscheiden. Von dem Moment an war das Verhältnis zwischen *Offe* und mir – aus meiner Sicht jedenfalls – gestört. So ist es nie zu einer Zusammenarbeit gekommen, aber ein oder zwei Seminare haben wir zusammen gemacht, wie auch mit *Luhmann* im Bereich Religion. *Luhmann* hat sich nicht für den Wohlfahrtsstaat interessiert. Das Buch 1981 war eine reine Auftragsarbeit, und das merkt man beim Lesen auch, wenn ich das so sagen darf. Es gab Leute, die sagten: »Ihr passt doch zusammen, *Offe* und Du, ihr könntet doch zusammen einen Schwerpunkt bilden.« Das wurde mir auch nahegelegt, aber das war aus meiner Sicht aufgrund mangelnden Vertrauens nicht mehr möglich.

LEISERING: Jetzt zum Thema Interdisziplinarität. Du selbst bist stark interdisziplinär orientiert und hast dies immer wieder auch methodologisch reflektiert. Die von Dir angetriebene Soziologisierung der Sozialpolitik verband sich in Deiner Forschung in den 1970er Jahren mit einer Rezeption der US-amerikanischen Public Policy-Forschung und Implementationsforschung. Sozialpolitische Fragen, gerade im Hinblick auf praktische Anwendbarkeit, erfordern oft einen interdisziplinären Zugriff. Lag hier nicht eine Schwachstelle der Fakultät? Die Fakultät hat immer ihren einzigartigen Charakter als Fakultät nur für Soziologie betont – auch wenn es Professuren für Politikwissenschaft und für Sozialanthropologie gab. War diese monodisziplinäre Ausrichtung der Fakultät im Rückblick in Deiner Sicht sinnvoll?

KAUFMANN: Man muss sehen, dass die Fakultät bei ihrer Gründung eigentlich nicht monodisziplinär konzipiert war, sondern sie sollte eine sozialwissenschaftliche Fakultät werden. Ich selbst habe mich immer mehr als Sozialwissenschaftler denn als Soziologe verstanden. Aber der Begriff Sozialwissenschaften hat in Deutschland nie eine kodifizierte Bedeutung bekommen. Interessanterweise wurde bei der neuen Auflage des Staatslexikons der Görres-Gesellschaft mein alter Artikel Sozialwissenschaften beibehalten, weil sie niemanden fanden, der einen neuen Artikel hätte schreiben wollen. Aber

für mich war klar, ich kam aus dem französischen Raum, wo diese breitere Orientierung und auch die Wechselwirkungen zwischen den Fächern viel stärker waren als im deutschen und auch als im angelsächsischen Raum. Von daher war es für mich klar, dass die Fakultätsgründung nicht eine monodisziplinäre Sache sein sollte. Aber sie hat sich de facto zu einer solchen entwickelt. In der ersten Runde wurden noch breiter orientierte Kollegen berufen, die Nachberufungen waren aber größtenteils enger und stärker auf Soziologie fokussiert. Als wir anfangen, fanden wir Soziologen in der Sozialpolitik, aber auch in anderen Anwendungsbereichen, ein weites Feld. Die Politikwissenschaftler kamen erst nach uns, und die Wirtschaftswissenschaftler hatten damals zu Anwendungen wenig Lust, sie bewegten sich mehr im Bereich allgemeiner Theorien. Das hat sich im Laufe der Jahrzehnte geändert, und in der Konkurrenz der Disziplinen haben die Soziologen nicht so eine gute Figur gemacht.

LEISERING: Entspricht Deine Wahrnehmung der meinigen, dass sich die Fakultät eingeeigelt hat mit einer teilweise engen soziologischen Sichtweise?

KAUFMANN: Das kann man so sagen, sie hat sich verengt. Dass die Praxis-schwerpunkte interdisziplinär sein mussten, war jedenfalls mir immer klar und ich habe das auch immer vertreten, aber wir haben selten Leute gefunden, die diese Interdisziplinarität wirklich repräsentierten. *Günter Büschges* war so einer, der konnte das. Der war von Haus aus Volkswirt und war erst danach in die Soziologie gekommen. Die Leute, die nur Soziologie studiert haben, sind offensichtlich wenig befähigt, sich für andere Fächer zu öffnen, was nicht nur eine Eigenschaft der Soziologie ist, sondern auch vieler anderer Disziplinen. Die interdisziplinären Leute haben meistens mehr als ein Fach studiert. Ich selbst habe Jura, Volkswirtschaft, Betriebswirtschaft und Soziologie studiert.

LEISERING: Die von Dir beschriebene ursprüngliche, nicht monodisziplinäre Ausrichtung der Fakultät scheint mir im kollektiven Gedächtnis der Fakultät nicht präsent. – Jetzt zur Institutionalisierung von Interdisziplinarität. Es gab recht erfolgreiche Einrichtungen außerhalb der Fakultät mit wesentlicher Fakultätsbeteiligung, ich nenne drei: das Institut für Wissenschaft- und Technikforschung, das von Dir gegründete Institut für Bevölkerungsforschung und Sozialpolitik und schließlich die von Dir mit auf den Weg gebrachte Fakultät für Gesundheitswissenschaft. Waren dies sinnvolle Strategien, Interdisziplinarität außerhalb der Fakultät zu institutionalisieren oder hätte man es auch innerhalb der Fakultät versuchen sollen oder können?

KAUFMANN: Institutionalisierungen innerhalb der Fakultät wären schwierig gewesen, denn eine solche Schwerpunktbildung ist immer die Sache weniger, und die Fakultät besteht aus vielen Leuten. Auch in der Fakultätskonferenz hat eigentlich nie eine Gruppe das Sagen gehabt, es sind immer vielfältige Repräsentationen gewesen, was vom Grundsatz her auch richtig ist. Daher wäre es

nicht einfach gewesen, innerhalb der Fakultät für Soziologie stärker strukturierte Einheiten zu bilden, die sich in eine bestimmte Richtung entwickelt hätten. Das war eigentlich erst mit dem Wandel der Forschung zu Großforschungen möglich, die sich erst nach meiner Zeit richtig entwickelt hat, erst dann ist auch das Bewusstsein dafür entstanden. Das Institut für Weltgesellschaft ist ja auch kein Institut der Fakultät, oder?

LEISERING: Im Grunde belegt das Institut für Weltgesellschaft, dass Interdisziplinarität innerhalb der Fakultät nicht wirklich klappt. Ich war seit Gründung des Instituts beteiligt, wir waren immer offen und haben aktiv geworben bei Kollegen anderer Fakultäten. Es hat nie gut geklappt, mit wenigen Ausnahmen, so war *Werner Abelshauser* aus der Geschichtswissenschaft beteiligt und *Ulrike Davy* aus der Rechtswissenschaft. Es ist letztlich ein auch paradigmatisch streng soziologisch orientiertes Unternehmen geblieben.

KAUFMANN: Das hing wohl auch mit Übervater *Luhmann* zusammen, ohne den es den Begriff der Weltgesellschaft in Bielefeld nicht gegeben hätte. Sein erster Aufsatz dazu ist 1971 erschienen, da ist ihm schon eine enorme Vorausschau gelungen, er war seiner Zeit weit voraus.

LEISERING: Weltweit waren es drei Denker, die ungefähr zur gleichen Zeit, in den frühen 70ern, den Begriff erarbeitet haben, unabhängig voneinander: *Niklas Luhmann*, *John W. Meyer* und *Peter Heintz*, der Schweizer Entwicklungssoziologe. – Jetzt zum Gegenstandsbereich der Soziologie. Auch wenn die Fakultät tendenziell monodisziplinär geworden ist, ist sie thematisch doch immer sehr, sehr breit aufgestellt gewesen, was ein enormer Vorteil war für Studierende. Begründbar wäre diese Breite etwa mit der Auffassung, dass Soziologie keinen spezifischen, ihr eigenen Gegenstand habe, sondern eher eine Perspektive sei, die an verschiedenste Gegenstände angelegt werden könne. In Deinen Selbstdarstellungen klingt eine solche Sichtweise manchmal an. Auch Deine Entscheidung, Soziologie zu Deiner Profession zu machen, hat, so scheint es mir, auch mit der Absicht zu tun, eine bestimmte Sichtweise, die sehr ertragreich sein kann, anzuwenden. Du hast einmal davon gesprochen, Soziologie trage dazu bei, diffuse Problemlagen klarer zu definieren. Hat die thematisch breite Aufstellung der Bielefelder Soziologie – ich nenne es einmal Gemischtwarenladen –, nicht auch Kosten, eben, wie Du es selbst ansprachst, dass eine kritische Masse in gewissen Bereichen nicht entstehen kann?

KAUFMANN: Ja, aber eigentlich haben wir durch die Definition der Praxis-schwerpunkte auch eine Eingrenzung der Gegenstandsbereiche herbeigeführt. So sind bestimmte Gegenstandsbereiche nicht stark verfolgt worden. Zum Beispiel haben die Familiensoziologie und die Religionssoziologie nur als Hobby von *Matthes*, *Luhmann*, *Tyrell* und mir Kontur gewonnen. Jetzt muss ich ein bisschen kritisch werden gegenüber meinen Nachfolgern: der Bologna-Pro-

zess scheint eine starke Zäsur für die Fakultät gewesen zu sein, in deren Zuge hat man das Konzept der aktiven Professionalisierung aufgegeben. Das konnte man machen, aber man hat eigentlich kein neues Konzept entwickelt. Und dadurch ist, glaube ich, der Eindruck eines Gemischtwarenladens entstanden – wahrscheinlich trifft er für die heutige Zeit stärker zu als für die 1970er und 1980er Jahre. Für die 1990er Jahre würde ich das schon nicht mehr sagen, da habe ich mich schon ein bisschen aus der Fakultät zurückgezogen.

LEISERING: Ich denke, die Praxisschwerpunkte waren eine wichtige Innovation. Du hast selbst aber auch einmal gesagt, dass das Konzept nicht immer ernst genommen wurde. Meine Wahrnehmung war, dass manche Praxisschwerpunkte das Konzept ernster nahmen als andere. Zum Beispiel war der Bereich Entwicklungspolitik eine kleine eigene Welt von Lehrenden und Studierenden.

KAUFMANN: Ja, die haben das geschafft.

LEISERING: Noch heute wird von den Nachfolgern versucht, ein wenig von dieser eigenen Welt trotz der Bologna-Strukturen zu bewahren. Aber insgesamt ist im Zeitalter der großen Verbünde ein Praxisschwerpunkt mit meist nur einer Professur einfach zu schwach aufgestellt.

KAUFMANN: Ja. Vielleicht hängt das auch mit Personen zusammen. Ich habe mich mit *Günter Albrecht*, der den Bereich Soziale Probleme vertrat, ganz gut verstanden, und wenn *von Ferber* noch dagewesen wäre, hätte man zusammen vielleicht etwas zustande gebracht. Aber *Günter Albrecht* war – in meiner Wahrnehmung – ein eher individualistischer Forscher, der wenig für größere Kooperationen übrig hatte. Und so ist daraus nichts geworden, obwohl wir es gelegentlich versucht haben. Wir haben immer wieder gute Seminare zusammen gemacht, und wir hatten vor allem relativ viele Studenten, die den Praxisschwerpunkt Soziale Probleme mit dem Ergänzungsfach Sozialpolitik kombinierten. Dadurch hat sich in der Lehrpraxis durchaus so etwas wie eine Synergie zwischen den beiden Gebieten ergeben. Sie hat sich aber nicht in der Forschung niedergeschlagen.

LEISERING: Wenn Soziologie eher eine Perspektive ist als dass sie einen eigenen, sie charakterisierenden Gegenstandsbereich hätte, wäre dann die ältere Idee von *Dahrendorf*, dass Soziologie primär als Nebenfach zu studieren sei, nicht folgerichtig? Dann hätte sich die Fakultät stärker als Nebenfachdienstleister profilieren müssen.

KAUFMANN: Eine solche Frage kann man natürlich ex post stellen. Aber für die Leute, die im Handeln waren, war es unbedingt notwendig, dass sich die Fakultät als Fakultät legitimiert. Und mit einem bloßen Nebenfachangebot hätten wir als Fakultät keine Chance gehabt. Dazu kam das Stichwort »berufs-

bezogener Studiengang«, das schon *Schelsky* geprägt hatte. Die Strategie der aktiven Professionalisierung, die *Joachim Matthes* und ich im Wesentlichen entwickelt haben, war daher konzeptionell, wie ich meine, schon vernünftig und hat auch Wellen geschlagen. Man hat Grundgedanken übernommen, natürlich nicht wörtlich, aber dem Sinn nach. So hatte der Bielefelder Studiengang einen großen Einfluss auf die Rahmenprüfungsordnung auf Bundesebene. Wenn Du mich jetzt nach meiner persönlichen Einschätzung fragst, würde ich jedem raten, der sich in Soziologie profilieren will, dass er noch ein anderes Fach dazu studiert. Das habe ich auch oft Studenten gesagt, weil die Soziologie zu wenig empirisches Fleisch hat.

LEISERING: Ich sage das auch meinen Studierenden, aber ein Haken ist, dass leider die Kollegen aus der Wirtschaftswissenschaft und der Rechtswissenschaft schlechtere Noten geben als die Soziologen. Das heißt, wer sich dafür entscheidet, weiß, dass der Notendurchschnitt dadurch sinkt.

KAUFMANN: Das ist natürlich tragisch, aber gute Studenten würde das nicht unbedingt abhalten, denn auch auf dem Arbeitsmarkt hat ein mehrfach qualifizierter Student wohl bessere Chancen als einer, der nur Soziologie oder nur Ökonomie oder was auch immer studiert hat.

LEISERING: Jetzt zur Rolle von Theorie. Die Fakultät hält historisch – wesentlich wegen *Luhmann*, aber auch generell – Theorie sehr hoch. Theorie wird hoch geschätzt, und in meiner Wahrnehmung gab es bis vor einigen Jahren eine starke Neigung zu abstrakten, zum Teil abgehobenen Theoretisierungen. Zugleich gab es aber auch konkrete angewandte Forschung in der Fakultät, die, wie es mir schien, nicht immer von allen geschätzt wurde. Du selbst warst von dieser Geringschätzung sicherlich ausgenommen, weil Du anspruchsvolle Theoriebildung und Anwendungsforschung verbunden hast und als Autorität anerkannt warst.

KAUFMANN: Dann hast Du das überschätzt. Ich selbst hatte – das ist jetzt nicht als Klage gemeint –, auch wenn ich rückblickend denke, nie das Gefühl, dass ich ein besonders hohes wissenschaftliches Standing innerhalb der Fakultät hatte. Das war nie vergleichbar mit *Luhmann* oder *Offe*. Aber das hat mich nicht besonders gekratzt, weil ich meine Referenzpunkte außerhalb der Fakultät hatte, auch eher außerhalb der Soziologie. Meine Arbeiten wurden wesentlich stärker von Rechtswissenschaftlern, Theologen und Historikern rezipiert. Anerkennung habe ich häufig von solchen Seiten bekommen. Ich habe mich durch die Fakultät weder besonders unterstützt, noch besonders bedroht gefühlt. Ich habe einfach meine Sachen gemacht und habe auch nicht erwartet, dass ich etwas Besonderes – Anerkennung oder so – fände. Nicht Anerkennung, sondern die Fragen, die ich bearbeitet habe, haben mich primär motiviert. Und da hatte ich eine etwas verhängnisvolle Neigung, nämlich, wenn

mich etwas interessierte, es zu machen, auch wenn es nicht so sehr zu meinem bisherigen Profil passte. So bin ich relativ breit geworden. Die Durchschlagskraft meiner Arbeiten wäre größer gewesen, wenn ich mich auf eines dieser Gebiete, auf denen ich tätig gewesen bin, konzentriert hätte. Ich habe aber auch zum Beispiel Aufsätze über *Joseph Beuys*, das so genannte Rechtsgefühl und ich weiß nicht was alles geschrieben, die überhaupt nichts mit meinen primären Orientierungen zu tun hatten.

LEISERING: Teilst Du die Sicht einer starken, vielleicht zu starken Theorieorientierung der Fakultät, und wurden die Problematik und Grenzen abstrakter Theorien an der Fakultät reflektiert?

KAUFMANN: Nein würde ich dezidiert sagen. Am Anfang habe ich einiges über das Verhältnis von Theorie und Praxis geschrieben, auch zur Anwendungsproblematik der Soziologie, weil mir klar war, dass das selbst ein soziologisches Problem ist, das man reflektieren muss. Aber damit war ich ziemlich allein gewesen, das wurde von anderen Seiten nicht übernommen.

LEISERING: Ich möchte jetzt die Theoriefrage auf das Gebiet Sozialpolitik beziehen und daran erinnern, dass Du früher einmal gesagt hast, dass Du unsicher bist, ob Sozialpolitik überhaupt theoriefähig ist. Das ist eine starke Aussage. Du selbst hast seit den 1980er Jahren an einer Steuerungstheorie gearbeitet und erst sehr spät, wie schon angesprochen, eine institutionalistische und soziokulturell fokussierte Theorie des Wohlfahrtsstaats entwickelt, die auf einer Differenzierungstheorie der Gesellschaft und dem Begriff Anerkennung aufruht. Wie würdest Du es heute sehen: Ist Sozialpolitik theoriefähig, oder etwas schwächer gefragt, ist Sozialpolitik nicht geeignet für Großtheorien?

KAUFMANN: Sozialpolitik im engeren Sinne würde ich nicht als theoriefähig sehen. Hier halte ich den alten Begriff der Kunstlehre für vernünftiger, den die Ökonomen schon in den 1920er Jahren benutzt haben in Bezug auf Sozialpolitik, aber auch in Bezug auf Wirtschaftspolitik oder ähnliches. Die Sozialpolitik als anwendungsorientierte Wissenschaft muss die Probleme der Praxis reflektieren, systematisieren, muss nach Wissenslücken Ausschau halten, die zum Teil theoretischer, zum Teil empirischer Art sein können oder sollten, um einen höheren Reflexionsgrad zu vermitteln. Aber daraus wird – soweit ich sehe – schwer eine Rahmentheorie, das kann ich mir eigentlich nicht vorstellen. Von den Großkopften würde ich hier *Robert Merton* als Gewährsmann nennen, an dem ich mich selber auch orientiert habe, an seinem Begriff der theories of the middle range.

LEISERING: Jetzt zum Fragenkomplex Internationalität. In meiner Wahrnehmung war die Fakultät lange unzureichend international und global orientiert, sowohl in ihren Themen als auch in ihrer Publikationsstrategie. Eine Ausnah-

me bildete vor allem die Entwicklungspolitik, in der Person von *Hans-Dieter Evers* und in Form des Forschungsschwerpunkts Lateinamerikaforschung, den es ja schon länger nicht mehr gibt. Lange gab es keine Forschung zur Europäischen Union, was ja bemerkenswert ist für eine so große Fakultät und was bei der Ablehnung des Antrags auf einen Sonderforschungsbereich zum Thema Weltgesellschaft im Jahre 1999 auch von Gutachtern moniert worden ist. Du selbst warst dagegen schon seit Deiner Habilitationsschrift und aufgrund Deines Werdegangs international orientiert. Teilst Du die Sicht einer geringen internationalen Orientierung der Fakultät, und wenn ja, was waren Ursachen und Folgen?

KAUFMANN: Da muss man mehrere Schichten unterscheiden. Das erste, was mir als Schweizer, der nach Deutschland kam, auffiel, war die generell starke nationale Orientierung der deutschen Wissenschaftslandschaft, jedenfalls in den Sozialwissenschaften. Das war in der Schweiz viel weniger der Fall, weil wir ja ein kleines und mehrsprachiges Land sind, das naturgemäß immer in verschiedenen Richtungen guckt. In den 1960er und 1970er Jahren, auch noch in den 1980er Jahren war die deutsche Leitkultur stark nationalistisch orientiert – in der Wissenschaft, den Sozialwissenschaften – und begann sich erst im Zusammenhang der Globalisierungsdiskussion zu öffnen. Interessant ist, dass die europäische Wirtschaftsforschung auch erst relativ spät gekommen ist. An der Universität Mannheim haben sie Forschung zu Europa stark gemacht, und das war klug, denn Europa ist uns viel näher als die Weltgesellschaft in abstracto. Bei *Luhmann* fing es an, bei ihm gab es praktisch keine Aussagen zu Europa.

LEISERING: Die Größe eines Landes spielt eine Rolle. In den skandinavischen Ländern sind die Kollegen enorm global orientiert, auch in der Sozialpolitikforschung. Die Schweiz ist in dieser Hinsicht vergleichbar.

KAUFMANN: Bei den Skandinaviern kommt hinzu, dass sie von vornherein auf Englisch publizierten und wahrscheinlich auch schon Englisch denken, wenn sie zur Sozialpolitik schreiben, während Deutschland eine große eigene Tradition hatte. Ich habe in einem kleinen Buch versucht, diese deutsche Tradition des sozialpolitischen Denkens aufzuarbeiten. Es war eine nationale Tradition, als Teil einer durch die deutsche Sprache bestimmten Kultur. In den Diskussionen um die Ausrichtung der Fakultät hat Europa nie eine Rolle gespielt. Aber das galt generell für die politische Öffentlichkeit in Deutschland. Wenn ich mich richtig erinnere, hat die deutsche Publizistik, also Frankfurter Allgemeine Zeitung, Süddeutsche Zeitung und der Spiegel, in den 1960er und 1970er Jahren europäische Themen wenig aufgegriffen. Da fand man in der Neuen Zürcher Zeitung wesentlich mehr, wie auch zur Dritten Welt. Ich selbst habe mich mit der Europäischen Union nur am Rande beschäftigt. Es war auch irgendwo ein schwer greifbarer Koloss, diese Europäische Union.

LEISERING: Aber in Deiner 1970 als Buch veröffentlichten Habilitationsschrift von 1968 hast Du schon ganz früh die genuin globale Politik angesprochen, etwa die Aktivität der Internationalen Arbeitsorganisation und die globale Karriere des Begriffs soziale Sicherheit. Das war damals ganz ungewöhnlich. Und Dein Aufsatz von 2003 über die Evolution der globalen sozialen Menschenrechte ist bis heute das Beste, was es soziologisch dazu gibt. Selbst das war 2003 noch früh nach deutschen Maßstäben gemessen. Es spielen auch nationale Kulturen rein, Großbritannien hat die Vergangenheit des Empire.

KAUFMANN: Deutschland hatte seine Kolonien ja schon nach dem 1. Weltkrieg verloren.

LEISERING: Es waren wenig Kolonien, man kam spät, hat sie dann verloren. An der London School of Economics gab es bereits in den 1960er Jahren erste Studiengänge für Verwaltungsexperten im Sozialbereich aus der Dritten Welt. Britische Politikberater wie *Brian Abel-Smith* gingen bereits in den 1960er Jahren in die ganze Welt, um im Gesundheitswesen zu beraten, das war für Briten viel naheliegender als in Deutschland. Obwohl Deutschland sozialpolitisch viel zu bieten hat, sind wir bis heute im globalen Süden sozialpolitisch wenig mit eigenständigen Modellen präsent.

KAUFMANN: Den Eindruck hatte ich auch. Selbst *Hans Zacher*, der Gründer des Max-Planck-Instituts für ausländisches und internationales Sozialrecht in München, hat zwar größere internationale Konferenzen organisiert, aber wenig auf Englisch publiziert und ist international wenig rezipiert worden.

LEISERING: Ich danke Dir herzlich für das informative Interview.